

Rechtens, wenn auch mit schlechtem Herzen vom Erblasser gemacht, so wird er seine Feder für uns anwenden. Seine Anerkennung der Heiligkeit, der Ewigkeit des Rechts ist unumwandelbar. Er wird der Wahrhaftigkeit die Ehre geben, und wenn wir darüber verungern müßten.

Wir haben den Mann kennen gelernt, und wenn er uns nun näher zu interessieren beginnt, so werden wir uns bald auch fragen, wie er es wohl in seinen eigenen Sachen zu halten pflege. Er dünkt uns zu besonnen und vorsichtig, als daß er durch seine Schuld in Verlegenheiten sollte geraten können, die seinen festen Charakter stark auf die Probe stellen dürften.

In dem geräumigen Hause der Anstaltsrathswitwe wohnt noch eine enfternte Anverwandte ihres seligen Gatten, welche von ihr mit aller Liebe behandelt wird. Die bejahrte Person bedarf der Pflege, ja ein paar Schlaganfälle, die sie gehabt, machen eine befähigte Aufsicht wünschenswert. Da hat sie denn zu einem Mädchen, auch einem Zweige des Familienstammes entsprochen, Vertrauen gewonnen, das zuerst neben einer Dienstmagd, seit ein paar Jahren aber, weil das Kind groß und stark und verständig geworden, die Versorgung allein übernimmt. Man wurde eines grämlichen Dienstboten los und ersparte einen Viehlohn. Dafür konnte die Alte an eine bessere Ausstattung des schmuck herangezogenen Wäschens denken, welches, bei aller bescheidenen Verschämtheit, doch fast aus seiner ganzen Garbrobe sich heraus entwickelt zu sehen, schmertzlich zu fühlen begann. Nicht nur sich, sondern der Jungfrau in stiller Umhüllung ablen ließ, als eine gleichsam über Nacht erblühte Rose. Sie schien wenigstens ein Jahr überprüngen zu haben, und alle Hausgenossen fühlten sich von selbst bewegt, einen anderen Ton gegen Mariamnen anzunehmen.

Die Anstaltsrathin war eine junonische Gestalt, wenn man von einigen Ähren und Locken wegließ, eine Schönheit, aber, wie sich das oft trifft, von Temperament etwas kalt, als hätte die Natur alle ihre Kraft auf die Ausbildung der Gestalt verwendet, und mühte auch der Verstand die Vordruchhaltung der eilen Form fortwährend bewachen helfen, und allen Gemüthsbewegungen, namentlich den zum männlichen Geschlechte sich hinneigenden Gefühlen möglichst feuern. Der Friedens- und Kriegesgott Gimer gefiel der Frau allerdings; sie mochte sich denelben wohl als Freund und Hausgott, den Hausgenossen endlich auch als Hegegnosten denken. Das Bild war ihr, wenn sie die Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft reiflich und vielseitig überlegte, nicht unüber.

Der junge Mann merkte dies wohl, und wenn er sich absprach, wenn er, freilich mehr mit dem Verstand als mit dem Gefühl, seine Ansprüche ans Leben, seine Wünsche und Hoffnungen durchsicht, so mußte er sich geteiden, daß er eine nähere Verbindung mit der schönen Frau, mit der gedachten Familie verleben nicht von sich weisen, ja, daß er sie für ein Glück, was die Welt so nannte, und wohl auch im inneren Sinne zu halten gebrungen sei. — Mit einiger Wehmuth dachte er,

die durchschnittliche Lebenshaltung selbst der wohlhabenderen Mittelklassen untesr Volkes hinausgeht. Die Folgen solcher Genügnung liegen auf der Hand. Zunächst ist es selbstverständlich, daß ein junger Mann, der die Tage in einem Prachtbau zubruht, den ganzen Jahrschnitt seiner Ausgaben gemäß dieser äußeren Umgebung einrichtet, mögen jene Mittel dazu ausreichen oder nicht. Das heißt, die große Mehrzahl ist moralisch genöthigt, Schulden zu machen. Können die Eltern diese meist ins Angehörige vergrößerten Schulden decken, so ist das Unglück noch erträglich. Aber wie viele junge Leute treten in ihre bürgerliche Laufbahn ein, belastet mit einer Bürde von Ehrenschulden, an denen sie noch Jahre lang zu tügen haben! Genüß ist alles das auch früher ohne den übertriebenen Luxus im Studententhum vorkommene, aber es muß durch letzteren gesteigert und verallgemeinert werden.

Und nun der moralische Einfluß! Wie soll der Landpfarrer, der Amtsrichter, Arzt oder Lehrer in einem kleinen Provinzialstädtchen sich in seinen beschränkten Verhältnissen zurecht finden, nachdem er 3 bis 4 Jahre lang gerade in der Lebensperiode, die sich sonst durch Genügnungskentz auszeichnet, allen Komfort eines gewissen Klubhauses genossen hat? Nur wenige werden die Charakterstärke haben, sich zu beherrschen; bei den meisten wird ein Stachel der Unzufriedenheit zurückbleiben. Allen aber ist frühzeitig die Sucht nach irgendwelchem materiellen Lebensgenüß eingemipft, welches das moderne Streben, die Karriere

wie zuguterletzt, an eine Reihe reizender Mädchen, an liebliche Bezüge, die er bisher als anziehende Probleme, zur möglichen Auflösung im glücklichen Fall, im Herzen heget, an allerliebste Begegnungen da und dort in Gesellschaft, an Vergnügungsorten, bei ergötlichen gemeinamen Ausflügen nach romantischen Zielen. — Dieses Mischwecheln, Kochen, Scherzen, diese verstopften Freuden, im Flug erhaschten unzulässigen Genüsse müßten dann freilich schwinden. Er sah sich von der Seite, in dem unausgesetzten Umgang der gebildeten, edelgestreuten, vorsichtigen Frau, und blieb noch ein wenig unentschieden, obwohl er sich kaum verbergen konnte, wie sich die Verhältnisse von außen und innen allgemach immerenger, uniger zusammenzogen, wie Neben und Darbietungen auf eine symbolische Weise und als eine Art Blumenprache täglich vernehmlicher ausdrückten, was er erwarten durfte, was man von ihm erwartete, kurz, wie die Mädchen des Meeres sich stündlich immer fester und fester um seine freie Person zusammenzogen. — Müßte er sich deshalb schon im Besitze von Gesellschaften, im Kommen und Gehen, in seinen Interessen überhaupt einigen Zwang antun, ja seinen Ideen eine sachgemäße Richtung geben, so war sein Gemüth auf gefährlichem Wege, sich, wie dies so die Art oder Unart des Menschenherzens ist, auf eine andere Weise ein wenig zu entschärfen.

Mariamne begegnete Grüners Blick oft. Er bemerkte mit Wohlgefallen die überraschend schnelle Entwidlung der jugendlichen Gestalt, wie ihr kindliches Wesen sich weiblich verschönerte, ihre kindlichen Nachlässigkeiten sich zum Anstande läuterten und regelten, ihr Blick sprechender, leuchtender wurde.

Sie hielt zwar, mit dem Auge des Malers, des Bildners betrachtet, keine Vergleichung mit der besten Anstaltsrathin aus; aber sie war eine Jungfrau, sie hatte den Zauber der Entfaltung, das Erwachen zu Gefühlen, das Erblühen der Einbildungskraft, die flügelartige jugendlicher Phantasie, die Naivität der noch schüchternen Rede für sich. War sie nicht gebildet, so erschien sie bildsam, nach Bildung ringend, in der schwiegner Hoffnung, hierdurch eines besseren jungen Mannes würdig zu werden, als ihre Herkunft, ihre Vermögensverhältnisse erwarten ließen.

Die Gatten sogenannter schönen Frauen, und wohl auch schon ihre Verehrer sind, wie man bemerken will, durch untergeordnete weibliche Vorzüge, durch einzelne Reize und gefällige körperliche Eigenschaften, namentlich wenn sie durch einige Grazie, Anmuth, Naivität, fröhliche Laune, Scharfsinnigkeit unterstützt werden, leichter verwundbar als andere unserer Geschlechts. — Die regelmäßige, in sich vollendete und fertige Form nimmt der Phantasie des Mannes den Schwung, und so dauerhaft, so gepflegt jene auch sein mag, der Weisheit einer solchen verkörperten Vollkommenheit denkt unwillkürlich an das Erbleichen, Verfallen der sthischen Blume, an den allmähigen Fall der Blätter. — Was ließe sich über dieses Kapitel nicht alles sagen? Wollen wir dem Belebten eines freimüthigen Weltmannes recht geben: der Mann ist ein geborener Ungeheuer?

Wohl der Frau, die in gewissen Jahren sich ihrer Schön-

macherei erzeigt und das tödtliche Gift bildet für jedes ideale Interesse und jede edle Begeisterung bei unerer jüngeren Generation.

Aber die Wurzel des Uebels liegt tiefer. Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es auf den deutschen Universitäten zwar einzelne „Lebensverbindungen“, d. h. solche, denen man lebenslänglich verpflichtet blieb. Bei der großen Mehrzahl aber hörte der Zusammenhang mit dem Abgange von der Universität auf: man nahm einige Aenderten von seinen Zeitgenossen mit, man blieb mit ihnen auf Du und Du und freute sich jederzeit, sie wiederzusehen. Die nachkommenden Generationen aber kannte man nicht mehr, machten sie auch dieselbe Sachverbindung tragen. Nur bei besonderen Gelegenheiten, beim 30. oder 40jährigen Stiftungsfeste, beim Jubiläum der Universität trafen die „alten Herren“ ihre Erinnerungen wieder auf und suchten sich mit Herdenwärde und Hand geschmückt unter die jüngeren Concolerbrüder. Man wird augen müssen, daß dies das eigentlich normale Verhältnis war. Man mag über den Werth der Studentenverbindungen urtheilen wie man will — ihre guten Seiten sollen nicht bestritten werden — so viel thut doch leid, daß sie für das reifere Alter den Charakter des Ueberlebten tragen.

Wie aber hat sich neuerdings die Sache gestaltet? Alle Verbindungen, wie sie auch heißen mögen, finden es vortheilhaft, ihre Mitglieder lebenslänglich nicht mehr los zu lassen. Im jeden Kommerz, zu jeder Festlichkeit werden die „a. S. u. d.“ durch

Erbsicht des Tobtes trocken ist; gewöhnlich geben die Zimmerpalmen an Wassermangel zugrunde. Doch soll der Topf im Wasser des Untertellers nie länger als 1/2—1 Stunde stehen bleiben.

Die einzig rationelle Bemessungsart ist die Anzahl aus Samen; doch brauchen junge Pflanzen im Zimmer mehrere (4—6) Jahre, bis sie ihre charakteristischen Webel erhalten; es empfiehlt sich demnach, neben größeren Exemplaren die 2—3 jähr. Pflanzen zu verschaffen und diese allmählig heranreifen; wer aber Geduld und Ausdauer genug besitzt, möge Palmennüsse säen und sich diese schönen Pflanzen selbst ziehen.

Kandis als Winterfutter der Bienen.

Von Seminarlehrer J. Gen. in Gamin in Pommern.

Echon seit einer Reihe von Jahren habe ich, gestützt auf sehr umfangreiche Versuche und Beobachtungen, den Kandis als Winterfutter der Bienen empfohlen, theils in Verammlungen, theils in meiner Anleitung zur rat. Bienenzucht und in verschiedenen apitischen Zeitschriften. Dabei erzieht ich nicht selten den heftigsten Widerspruch, indem als einzig berechtigtes Fütterungsmaterial der Honig hingestellt wurde. Das hat mich niemals auch nur einen Augenblick in irre geführt, denn ich habe mich stets bemüht, auf die ich vielfachige Erfahrung oben gezeichneten Migerfolg für mich hatte. Ich bin sogar soweit gekommen, daß ich sage: Guter Kandis ist ein viel besseres Winterfutter für die Bienen, als manche Osmorigen, z. B. Rapshonig, Matlaushonig u. a. Noch niemals habe ich eine bessere Ueberwinterung gehabt, als bei manchen Völkern, welche auf reinem Kandiswinter haben. Der Kandis war im September flüssig gerührt, 4 Wd. belagertes Kandis mit 1 1/2 Wd. Honig angesetzt, den Kandis schlichter bei mir in jeder freien Bienenwölle bei Kandis schlechter den Winter überdauern, als andere Völker mit dem schönsten Weisflee-Honig. Beweis genug, daß Kandis ein sehr gutes Winterfutter ist.

Aber wie ist es mit der Leistungsfähigkeit der auf Kandis überwinteren Völker im Frühling und Sommer? Denn ein gut durchwinterter Volk, das im Frühling weder Verluste an Arbeiter noch irgend eine Spur von Schimmel, Flaße, Nütz ausweist, wird darum noch nicht immer sich fernern als leistungsfähig erweisen. Ein kleiner Nachwuchs, der jene Korbwohnung kaum zu drei Vierteln ausgebaut hatte und gar keinen Honig besaß, wurde vor Jahren im September mit 4 Wd. gelöstem Kandis (X 7 Wd. flüssigflüssig) gefüttert und bekam ein Glas mit reinem Kandis ins Schwundloch, erhielt im Frühjahr mehrere Worrtenen, konnte im ganzen wohl für 6 W. den Verlust der Wägen nächster Jahre zum winterfälligen Schwarme und blieb selber winterfähig. Ein Kastenwolf (Länder) wurde mit 3 Wd. hartem Kandis in einem Kästchen ohne Boden über seinem Winterlager eingemindert, jedoch der Kandis auf den Wabenhöhlen lag. Der Winter dauerte lange. Am März traf ich bei der Revision in dem Kästchen sämtliche lebende Bienen an, ein Häuflein von der Größe einer Faust, einschließlich ein Stück Kandis, etwa doppelt so groß, als eine Wallnuss. Wenigstens 1/2 des Volkes waren todt, verhungert; denn im ganzen Stode fand sich kein Staubhonig. Fortgesetzte Fütterung mit flüssigem Kandis während des März, April und Mai brachte den Volkstret zu empor, daß nicht bloß im Juli ein kräftiges Volk den ganzen Winterraum füllte, sondern auch noch einige Wund Ueberdusch in den Sommer lieferte.

Auch im vorigen Herbst habe ich drei Korbfälle, deren Honigvorräthe sehr kimmerrich waren, jeden mit einem Glas voll harten Kandis eingemindert. Am 23. Jan. d. J. war bei 2 Völkern der Kandis verzehrt und jeder erhielt wieder ein Glas voll desselben. Der dritte Stod hatte kaum bei seinem Kandis zu zehren angefangen. Die beiden ersten liefen sicher nach 4 Wochen mit ihrem Vorrathe wieder zu Ende. Sie haben drängen, aber vor Wd. ganz geschicht, jedes Völkchen ist mit einem Glas voll harten überdeckt, welcher jeder in den oder sonst warmhaltige Stoffe gebüllt ist. Für das Futterglas wurde ich in die Füllung mit der Hand eine polstere Füllung und schaffe um das Futterglas nur ein wenig Luft, wobei ich die Bienen ganz und gar nicht über, so sehr ich schon durch das Glas, wie es aus dem Kandisvorrath beim 30. oder 40jährigen Stiftungsfeste, beim Jubiläum der Universität trafen die „alten Herren“ ihre Erinnerungen wieder auf und suchten sich mit Herdenwärde und Hand geschmückt unter die jüngeren Concolerbrüder. Man wird augen müssen, daß dies das eigentlich normale Verhältnis war. Man mag über den Werth der Studentenverbindungen urtheilen wie man will — ihre guten Seiten sollen nicht bestritten werden — so viel thut doch leid, daß sie für das reifere Alter den Charakter des Ueberlebten tragen.

Wie aber hat sich neuerdings die Sache gestaltet? Alle Verbindungen, wie sie auch heißen mögen, finden es vortheilhaft, ihre Mitglieder lebenslänglich nicht mehr los zu lassen. Im jeden Kommerz, zu jeder Festlichkeit werden die „a. S. u. d.“ durch

hier mit Futter versehen, darauf dunkel stellen und gegen Abend oder auch erst später wieder auf seinen Platz bringen. Natürlich vernebelt man jede Ergritterung des Volkes nach Möglichkeit. Aber auch ein angefertigtes Volk kann von hartem Kandis nicht so viel ablieben, daß es sich überläßt, dagegen löst der in größerer Menge von ihm erzeugte Wabsthanf den Kandis besser auf. Das Volk bleibt gesund.

Kandis ist ein ununterbrechliches Winterfutter, mag man ihn nun im Herbst flüssig oder in fester Form im Winter reichen.

Erben gegen Zverlinge zu schützen.

Ein unerschöpfliches Strohmittel für die aufgebende Erbsen-Saat gegen das Spinnwebthier ist nach dem Landw. Centr. Blatt, z. B. Broding Bolen der gewöhnliche Steinbohrer. Man betreue damit nicht zu sparsam die Heiden, sobald das Feld schon aus der Ferne dunkel getreift erscheint, und wiederhole dies nur, wenn starker Regen die Felder verweicht haben sollte. Entweder die, welcher Vogelheiden aller Art erlann, um ihm Lieblingsgemüse zu schätzen, hat sich vor zwei Jahren von der Vortrefflichkeit dieses erntend, gar keine Kosten verursachenden Mittels überzeugt. In ähnlicher Weise berichtet D. Kraus in der Dän. Zeitung Landw. Blg.: Ich vermische Sägehähne mit Aush, am besten dem Steinbohrerentzerrung, und streue diese Mischung, sobald die Erbsenreife oben auf der Erdborfläche erigieren, zwei Finger hoch und handbreit über die Heiden. Während die Vögel in den reifen Sägehähnen munter herumbläuen, rühren sie die mit Aush gemischten nicht an, nachtheillich weil ihnen der bittere Seldmad und der Geruch zuwider ist.

Geflügelmästung.

Eine englische Fachschrift giebt den folgenden Rathschlag zur Fütterung des Maiflügelgäns. Das am leichtesten verdauliche Futter und dabei wenig Korn sollte dem Geflügel gereicht werden; Buchweizenmehl ist am meisten vorzuziehen, da die Franzosen der Verwendung desselben ihre großen Erfolge in der Geflügelmästung zuschreiben. Das nächste Futter ist Weizen und Gerstentrost zu gleichen Theilen, wömmlich mit Milch gemischt. Auch Gersten- und Hornwehl abwechselnd gereicht, mit Weizen und regelmäßig mit etwas Fett vermischt, giebt vortreffliche Resultate. Wenn geschafftes Gänsefutter sollte nicht gereicht werden. Die Hühner müssen ihre Nahrung in völlig reifen Geflügel erhalten und zwar früh morgens und nachmittags, und sollen die Futterplätze nach der letzten Mahlzeit an jedem Tage entfernt werden. Zur besseren Verdaulichkeit des Futters muß etwas Kies ausgestreut werden. Selbstverständlich ist ein genügender Vorrath von frischem Wasser. Wenn sich Ungewisser bei dem Füttern des Gänseflocks durch Ueberdrehen von pulvertretem Schwefel auf der Haut leicht erkennen läßt, so ist der Verlust der Fütterung kann in zehn Tagen vollständig werden, wenn die Vögel im Dunkeln gehalten werden; bei Tageslicht dauert derlei doppelt so lange. Das Fleisch der unter Zulassung des Lichts gemästeten Hühner ist jedoch vorzuziehen, als dasjenige der erlernten. Sobald die Hühner in richtigem Futterzustande sind, sollen sie geschlachtet werden, da sie sonst durch ihr Fleisch verlieren, anfangen zu fiebern und untauglich zum Breiten werden. — Nach der Entfernung des Geflügels aus dem Stall muß derselbe mit Kalkwasser ausgepült und getrocknet werden, bevor andere Hühner in denselben gesetzt werden. Die zum Schlachten bestimmten Vögel sollen zehn bis zwölf Stunden vor ihrer Tödtung ohne Futter und Wasser bleiben; sie werden sich dann besser halten, da die Wahrung des Futters in dem Strome und in den Eingeweiden oft bewirkt, daß sie bei warmem Wetter grün werden. Das Klappen der Feder soll gegeben, so lange die Vögel warm sind, welche dann einen Augenblick in warmes Wasser getaucht werden. In einigen Fällen können dieselben vor dem Rupfen eine halbe Minute lang in kochendes Wasser gelegt werden, um die Haut zu erweichen, sobald die Kiele der Federn sich sehr leicht ausziehen lassen.

Nikotina, Viehwachsmittel zur Verhütung thierischer Parasiten.

Auf Anregung der Oldenburgischen Landwirtschafts-Gesellschaft sind in zahlreichen Stallungen Oldenburgs vorigen Winter Versuche gemacht worden betreffend die Wirksamkeit der von der Firma Emil Schmidt & Co. in Burgdamme bei Bremen fabricirten Nikotina zur Abtödtung der Fliegen und anderer Parasiten der Hausthiere. Ueber das Resultat enthielt das Oldenburger Landw. Blatt Berichte, deren Inhalt Beachtung verdient. Darnach erweist sich die Nikotina bei der Wahrung von durchfliegendem, vorkaltem Erfolge. Es ist von den Berichterstattern fernher beobachtet worden, daß die Haut der Thiere durch die Nikotinavandung sehr rein geworden ist, daß Nikotina in einem Falle die Kinnflecken bei Schafen und in einem anderen einen mautenartigen Ausschlag bei einem Pferde gebüht habe, und endlich, was zu bequeme und einfache Anwendung des Mittels. Es scheint, daß in Fällen, wo nicht viele Eier der Fliegen auf der Haut vorhanden sind, die Haare, wie das meist bei dem jüngeren Weidewich der Fall ist, sehr dicht sind, eine dreimalige Wahrung nöthig



Was nun die für diese Zwecke zu wählenden Punkte anlangt, so würde ich raten, Liberia, weil dasselbe fremdes und mit hohen Eingangszöllen belastetes Terrain ist, vorläufig außer Spiel zu lassen und sich nur auf Kamerun und auch dort vorerst auf den so bequemen am Meer gelegenen Kamerunberg zu beschränken. Denn nennlich die Gummipflanze auch in den Niederungen unserer Kolonie vorkommt, so scheint es doch, als ob das von den Höhen stammende Produkt besser sei. In dieser Hinsicht machte mir der Schwede Knutson bei seinem Aufenthalt in Manoja am Kamerunberg folgende, von mir auch in meinem Buche: „Kamerun, Reise in die Hinterlande der Kolonie“ — veröffentlichte Angaben: Am besten eignet sich die Gummipflanze zur Ausnutzung, wenn ihr Standpunkt sich zwischen 3000—5000 Fuß findet und sie beläuft selbst über 60 Fuß, am besten aber 150—200 Fuß aufgewachsen ist.

Um nun den doppelten Zweck, niedrige Einfuhrpreise für die Rohwaare und möglichst hohe Zahlungen für die im Ein-

tausch gegen dieselbe den Eingeborenen abgelassenen europäischen Artikel zu erzielen, würde es sich empfehlen, im Kamerun-Bezirk wiederum jenes Gebiet zu wählen, wo der europäische Handel noch nicht mit Konturrenz vertreten ist. Dies ist der Fall auf der ganzen Westküste des mächtigen Gebirges, wo nur einige Schwarze aus Simbia am Sirih-Dandel treiben, europäische Firmen aber noch gar nicht vertreten sind, während doch, wie erwähnt, der Gummi dort reichlich auftritt.

Am meisten dürfte hierbei der Ort Sibundi in Frage kommen, welcher vor sich einen trefflichen Naturhafen (die Mündung des Flusses Belongola), hinter sich aber die durch menschliche Dörfer, so die große Orttschaft Bomana, unterbrochenen Urwälder der Abhänge des Hochgebirges hat, woselbst die Landolphia in Millionen von Exemplaren wächst. Würde denn also in diesem begünstigten, auch relativ gesunden Gebiete die Gummiaubau, mit deutschem Kapital aber auch zugunsten deutscher Börsen, recht bald beginnen. Der Erfolg kann nicht ausbleiben!

Taud- und Hauswirtschaft.

Die Palme,

ihre geographische Verbreitung und ihre Kultur im Zimmer.*

Die Palme, die Königin der Gewächse, hat sich in den letzten Jahrzehnten die Zuneigung der Pflanzenfreunde im Sturme erobert und die besondere Aufmerksamkeit, die wir diesen herrlichen Gewächsen angedeihen lassen, ist auch in hohem Grade gerechtfertigt; denn es giebt keine andere Pflanzenfamilie, deren Glieder für die Zimmerkultur auch nur annähernd gleich hohen dekorativen Werth besitzen; dabei sind die Palmen bei großer Lebensfähigkeit und langer Lebensdauer von leichtester Kultur, und ohne Zweifel werden sie in kurzer Frist auch zu den billigsten Pflanzen zählen.

Ohne auf die sonstigen Lebensverhältnisse und die äußere Gestalt näher einzugehen, möge nur kurz erwähnt sein, daß die Blätter oder Wedel der Palmen bald einfach, meist aber fächerförmig oder gefiedert sind; in der Kultur bleibt der Stamm meist kurz, ist eines direkten Zuwachses unfähig und steht auf einer größeren oder geringeren Anzahl meist gleich dicker, spröder Wurzeln. Die Blüthen stehen in einer Rispe und sind ganz unscheinbar, die Früchte sind bald keulen-, bald nussförmig.

Bei der Auswahl der Palmen für die Zimmerkultur müssen wir besondere Rücksicht auf die geographische Verbreitung und auf die Freilandkulturen in günstigeren Gegenden nehmen. Die meisten der ungefähr 1000 verschiedenen Palmarten lieben ein schwärmes Klima, wie wir es in den Tropenländern antreffen; nur wenige Spezies reifen in beiden Hemisphären in die gemäßigten Klimate herein oder erheben sich bis zu einer bedeutenden Höhe in den Gebirgen der tropischen Regionen. Diese Spezies allein sind es, welche wir für unsere Zimmerkulturen gebrauchen können und unter diesen Palmen lassen sich folgende Arten als besonders empfehlenswerth hervorheben:

In unseren Wohnzimmer und Salons gedeihen bei einer Temperatur von 6—8° R während des Winters: *Areca sapida*, *Chamaerops humilis*, *Ch. excelsa*, *Livistona chinensis* — *Lantana borbonica*, *Phoenix tenuis*, *farinifera*, *dactylifera*, *reclinata*, *Seafartha elegans*, *Washingtonia robusta*; bei folgenden Spezies soll die Temperatur nicht anhalten unter 8° R fallen: *Areca alba*, *Baueri*, *Brabea dulcis*, *Ceroxylon andicola*, *Chamaedorea Aremburgii*, *Ch. Ernesti Augusti*, *Chamaerops Fortunei*, *hystrix*, *Jubaea spectabilis*, *Phoenix ruficocula*, *Ptychosperma Alexandrae*, *Khapis flabelliformis*, *Sabal umbraculifera*, *S. Adansoni* und *Palmetto*.

Soll eine Zusammenstellung einer nur wenige Spezies um-

fassenden Gruppe mit wechselreicher Belaubung gegeben werden, so seien folgende Arten hervorgehoben: *Areca Baueri*, *A. sapida*, *Chamaerops humilis* und *excelsa*, *Corypha australis*, *Jubaea spectabilis*, *Kentia Forsteriana* und *Belmoriana*, *Livistona chinensis*, *Phoenix dactylifera*, *reclinata* und *tenuis*, *Ptychosperma Alexandrae*, *Seafartha elegans* und *Washingtonia robusta*.

Die wichtigsten Bedingungen für eine erfolgreiche Kultur der Palmen im Zimmer sind: Erde, Topf, Licht, Luft, Beschattung, Begießung, Fernhaltung thierischer und pflanzlicher Parasiten und Vernehrung.

Was nun zunächst die Töpfe oder Holzkübel anbelangt, so müssen dieselben auf dem Boden mit Köchern versehen sein, damit das beim Begießen zu viel beigegebene Wasser leicht abziehen kann. Denn beständig im Wasser stehend würden die Wurzeln leicht faulen und damit müßte die an und für sich armwurzelige Pflanze absterben. Als Erde für die Zimmerkultur der Palmen empfiehlt sich folgende Mischung: 2 Theile guter Gartenerde, 1 Theil Lauberde, die man in Laubwäldern sich leicht holen kann und die aus verwesenden Blättern entsteht, und 1 Theil Sand; für ältere Exemplare ist die Beigabe einer geringen Menge verwitterten Kalks anzufragen.

Eine der wichtigsten Operationen ist das Verpflanzen in frische Erde, was bei jungen (1—5jähr.) Pflanzen jährlich, bei älteren Exemplaren alle zwei oder drei Jahre vorzunehmen ist. Man nimmt einen neuen oder doch sauber gereinigten Topf oder Kübel, etwas größer als der vorher gebrauchte, belegt den Boden mit Scherben und Holzspähntüden, darauf bringt man 1½—2 cm hoch frische feingeseibte und trockene Erde und darauf setzt man nun den Ballen, nachdem man vorher, soweit es ohne Verletzung der Wurzeln geschehen konnte, die alte Erde entfernt hatte; sodann füllt man den Topf mit Erde voll, drückt dieselbe besonders am Rande mit einem Pflochen fest und schüttelt mehrmals, damit die Erde zwischen die Wurzeln gelange und Hohlräume vermieden werden. So dann gießt man sehr stark an und läßt die Pflanze ein paar Stunden im Wasser stehen. Das Verpflanzen nimmt man im Frühjahr vor. Beim Anlauf empfiehlt es sich, zu unterziehen, die Wurzeln an den Topfveränderungen sich befinden; ist dies der Fall, so lege man den Stock in einen etwas größeren Topf, wobei man natürlich auf dem Boden über einer Scherbenlage und ebenso am Rande entsprechende Erde zusetzt.

Ein Beschneiden der Palm-Wurzeln ist nicht gestattet, nur die abgetrockneten oder theilweise angefallenen Wurzeln müssen mit einem scharfen Messer glatt abgetrennt werden.

Luft erhalten die Palmen in den Wohnräumen hindreichend; dagegen muß man junge Pflanzen dem Licht nahe bringen, während ältere Exemplare gut auf einem Lumentische zwischen zwei Fenstern oder in einer Zimmerdecke, die nicht allzu dunkel ist, stehen können.

Bezüglich des Begießens gelten folgende Regeln: Man nehme Wasser mit einer Temperatur von 20—24° R., nie aber kaltes Brunnenwasser und gieße so lange, bis der ganze Topf durch und durch naß ist; dann aber warte man mit dem Begießen, bis die oberste, aber nur die oberste,

zeit, während wir sie noch anerkennen, nicht mehr mit vortretendem Bewußtsein erfreuen will, bei deren Werth die äußere Wohlthat mit ihren übrigen guten Eigenschaften nur als eine ermunternde Zugabe in ihrer und unserer Schätzung mitwirkt. Sie mag ihre unsterbliche Jugend sorgfältig fortzukultiviren und sich der Dauer der oft so flüchtigen Schwärmelust in stiller Demuth erfreuen; wie denn auch unser Geschick in solchen Fällen jene Hülfsgebung gern einer Seele darbringt, die mit ihrem Körper keinen Anspruch mehr zu machen scheint. Der jubelnde Mann verlegt sie in die Tage ihrer Augenblicke zurück; ja der noch Sinnigere findet vielleicht mit kunstgebildetem Blicke, daß aus den Zügen der Gattin, der Mutter eine Schönheit leuchtet, die nur die Jahre, die ersten Pflichten, die dauernde Liebe geben konnten, die selbst die mütterlichen Sorgen nur veredeln halfen. Hat sich das Weib der Treue des Gatten durch ihren Gesamtwertb recht versichert, so schwinden bei den Jahre dahin, ohne daß ihnen wehmüthige Senzer über das „Gesehen“ aufsteigen.

Der Konjunkt größte Mariannen bei jeder Begegnung freundlicher, wechselte anfänglich lächelnde, scherzende, dann herliche Worte mit ihr. Er besaß die Gabe, in den Gedanken- und Gefühlskreis der Jungen und Alten einzugehen. In seiner Praxis kam sie ihm vorzüglich bei seinen Klienten zustatten. Sonst im Leben bewirkte jene Keuschheit, daß ihm jedes Herz bald entgegenkam. Mariannens Bestimmung gegen ihn ging von der Hochachtung, die sie seinem Stande, seiner Bildung, dem Unterthier der Jahre schuldig war, durch sein keiteres, freundliches Verhalten gegen sie in eine wachsende Zuneigung über. Mit wenigstem Wohlgegnen mochte sie an die Tage zurückdenken, wo sie ihm schicktesten, ehrsüchtig an dem ernsten Hausgenossen vorbeiging. Wie stand es in der Gegenwart doch so viel anders, viel lieblicher! — So schlang sich denn auch dieses bedeutliche Gewebe von Tag zu Tag fort. — Doch war er nicht zu der Vertraulichkeit mit dem Mädchen gekommen, die ihm erlaubt hätte, auch nur ihre Hand,

ihre Schulter zu berühren. Aber die Gelegenheit, zufällig oder von einem Theil, von beiden gesucht, ist kuppelreich. Das Haus der Justizräthe, hochgelegen, hochgebaut, hatte ein Lusthügelchen auf seinem Dachgiebel. Es war ein herrlicher Frühlingabend, die Sonne nahe am Untergang; Grüner's Gesicht hatte ihn länger festgehalten, als ihm, dem Naturfreunde, recht war. Gern wäre er der innern Stimme gefolgt, die einladende Schönheit draußen im Freien zu genießen. Jetzt stand aber die Sonne schon so tief am Horizonte, daß kein Augenblick zu verlieren war. Der Abendhimmel rathete sich zusehends stärker. — Es zog ihn hinauf ins Belvedere, in dessen engem Raum er durch die kleine Einrahmung der Fenster schon manchmal den glänzenden Niedergang des Tagesgestirns mit mehr Genuß beobachtet hatte, als auf dem Wandel im Freien. Warum sollte nicht ein solches Naturbild leuchtender werden, wenn es als Gegenlag des ersten, farblosen Berufs, wie durch eine offene Spalte in unser Gemüth dringt?

Grüner blieb in dem Wartthürmchen, bis die Höhen der Südwestseite abgeglüht waren, dann stieg er die schmale Treppe herab. Durch die Dachladen fiel der Widerschein der Wangenwolken herein und erfüllte den Raum der Bühne mit einem sanften Hellbunzel. — Wähe war angehängt; er streifte daran. Er vernahm einen Fußtritt: eine Ahnung durchdrückte ihm. Marianna war mit Befestigung der Leinwand beschäftigt. Er stand freudig betroffen still; sein Herz pochte stärker, seine Stimme verlagte ihm den Gruß, den er ihr bieten wollte. Wie erschrocken, wenn die Wirklichkeit unerwartet bringt, mit was unferer Imagination sich schon öfters im Stillen beschäftigte hat. — Auch das Mädchen stand erschrocken; — es mochte wohl nicht bloß der Abgang der Abendwolken sein. — Er trat zu ihr. Alle Klüftchen waren ihm wie aus der Seele gestrichen. Er faßte ihre Hände; beide schwiegen, beiden umwehete sich der Sinn. Sie hielten einander fest und trug umschlungen und wechselten gleichsam willenslos inbrünstige Küsse.

Der Gummi in Westafrika,

sein Vorkommen, die gegenwärtige Gewinnung und die Zukunft dieser Industrie.

Von Dr Bernhard Schwarz,

f. 3. Kaiserl. Deutschem Bevollmächtigten in Kamerun.

Im Jahre 1885 wurde ich von der Reichsregierung in das Innere von Kamerun entsandt, um dasselbe in kolonialpolitischer Beziehung zu untersuchen. Ich lernte dabei, wenn auch selbstverständlich nur flüchtig, zugleich wesentliche andere Küstengebiete von Westafrika kennen. Was nun die hier in Betracht kommende Frage angeht, so fand ich den Gummi allenthalben. So vor allem in Liberia. Ich ging dort unter anderem in Grau Wassa, dem Haupthandelsplatze der Provinz, ans Land, um eine Expedition zu unternehmen. Der Urwald begann fast unmittelbar am Meer und zog sich von da endlos landeinwärts. In diesem trat die Gummimilane (*Landolphia*)

in großen Mengen auf. Dasselbe vermochte ich dann auch im Nigergelbte, im Am-Neu-Colabar, zu beobachten, auf welchem ich ein gut Stück bis mitten in den Urwald hinein vorbrang. Besonders wichtig ist nach Lage der Sache das Vorkommen des bedeutamsten Naturproduktes in unserer Kolonie Kamerun. Unverkennlich reich an den betreffenden Schlingengewächsen muß namentlich das mit seinen breiten Ästen über ein Stück Land von etwa 50 geogr. Quadratmeilen ausgedehnte Kamerungebiete genannt werden. Allerdings in den untersten Lagen fand ich die Pflanze doch nicht, da dort auf einem überaus feuchten, humusreichen Boden mehr Schlingengewächse, wie Zucker-

die öffentlichen Blätter eingeladen, von jedem Todesfall „gehührend“ in Kenntnis gesetzt, und nach ein wichtigeres Ereigniß, so versteht es sich von selbst, daß das Festkommene sich aus den älteren wie aus den jüngsten Jahrgängen der Gummibäume rekrutirt. Natürlich fällt dabei der Löwenanteil der Kosten, wo nicht das Ganze, auf die alten Herren, und manches alte Mitglied mit möglichem Einkommen und starker Familie wird durch solche Kontributionen arg belastet.

Auch ohne besondere Einladung vonseiten der noch studirenden Jugend finden sich die alten Gorbürchen wie die ehemaligen Buchhalter jetzt ein, auch zweimal im Jahre zu einem solennem Kommerz zu kommen. Man nennt das: ewig jung bleiben. Als ob der Schmetterling sich zeitweise in die Raupe zurückzuwandeln könnte! Aber es giebt doch eben immer etwas zu feiern und das ist in schlechten Zeiten ein Proß.

Dies alles ging noch hin. Das schlimmste ist, daß die lebenslängliche Zusammengehörigkeit mit der emigen Studentenverbindung das Glauben- und Protektionsspiel in hohem Grade bedeuert. Es ist klar, daß mancher alte Exko-Vorsteher, Guepale oder Teutone später in ungeheurer Lebensstellung als Regierungspräsident oder Oberbürgermeister einen entscheidenden Einfluß auf die Weisung entrichtiger, viel unvortheilhafter Stellen hat. Ich ferne mich als ein Beispiel, daß in solchen Fällen nicht dem Würdigen, sondern dem Gummibruder der Vorkanz gegeben wurde, und der Eintritt in gewisse Corps wird ja auch ganz offen

mit dem Wunsche motivirt, sich für die künftige Laubbahn einflußreiche Güter zu erwerben.

Seit Jahren werden die Kelerbe- und Landwehroffiziere von dem betr. Zwangsbuche zu allerlei kamerunischsten Zusammenkünften, zu Besichtigungen des Regiments, auch zu Ehrengeheimen an Gummibäumen und hohe Ehre herangezogen. Wie hier auf dem militärischen Gebiete, so greift der Kollisionsgeist auch auf dem bürgerlichen Lebens mittels der Studentenverbindungen mehr und mehr um sich — sehr zum Schaden des gemeinen Volks und der Gemüthheit unerer Volksseele!

Literatur und Kunst.

* Frau Sorge. Eine Mädchenbildung von August Silberstein Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1886. Seit Goethe die Sorge als geistliches Weib in der Kreis mörderer Mythen eingeführt und dann seine sie zur Krankenwärterin gemacht, schwebt sie dem Geschlechte der neuen Zeit unheimlich vor der Seele. Da ist es denn kein Wunder und doch recht merkwürdig, daß gleichzeitig „Frau Sorge“ zum Titel einer höchst eigenartigen und bedeutenden Erzählung gemacht wird und der bedeutendster unserer Dichtergeschichtreiber, August Silberstein, „Frau Sorge“ in einem allegorischen Gedicht verberichtet. Denn so dürfen wir wohl sagen. Ganz entsprechend dem lebenswichtigen, nach verführender Harmonie strebenden Wesen des Dichters ist



rohr u. bergl. und Wälsche geüßeln. Bei einer Höhe von einigen hundert Metern setzt jedoch der hochstämmige Urwald ein und alsbald sieht man auch die alten Dämme von den armen-
digen Kriegen wie von Riesenschlangen umwunden.

Ich unternahe mich von jenem Gebirge aus einen Vorstoß von etwa 40 geogr. Meilen in das jenseitig noch ganz unbekannte Innere. Dasselbe zeigte sich bis zu der ersten Binnenerrasse mit ungeheuren Waldbeständen bedeckt und auch da war Gummi wieder sehr stark vertreten. Mit sich ließ ich ein Messer oder einen Stahl in eine der dicken, blattlosen Ranken und alsbald lief dann immer die weiße, feibrige Milch zum Boden nieder. Uebrigens schienen in jenen Waldwäldern auch noch andere Gummipflanzen, namentlich baumförmige Ficusarten vorzukommen. Außerdem erstreckt sich das Vorkommen der Landolphia ohne Zweifel noch über die Plateaus des Hinterlandes bis in das Binnengebiet hinein, da, wie wir später erörtern werden, die Pflanze bei wachsender Höhe des Terrains an Menge, wie bei häufig auch an Qualität noch zunehmen scheint. Es liegt demnach allein in der von mir eingehaltenen nördlichen Richtung schon ein ungeheurer Reichtum an der nützlichen Naturgabe vor. In anderen Gegenden der Kolonie ist das nämliche der Fall. Allerdings kann ich bezüglich derselben nicht aus eigener Erfahrung reden. Allein wir besitzen zuverlässige Zeugen.

Die Reichsregierung ließ nämlich bald nach meiner Heimkehr durch einen Spezialgeanten, welcher dem Gouvernement Kamerun attaché war, die zahlreichen, in die Kamerun-Bai mündenden Ströme besahen und die Berichte darüber in der Deutschen Kolonialzeitung veröffentlicht (siehe Jahrgang III, Heft 21, IV, 4, IV, 5 und IV, 10). Alle diese Schilderungen konstatieren das Vorhandensein von Gummi in den verschiedensten Landestheilen. So heißt es gelegentlich der Reise auf dem Donga: „Kurz vor der Abfahrt wurde mir noch von einem Eingeborenen ein großes Stück Kautschuk (rubber) zum Kauf angeboten und behauptet, daß eine ziemlich Menge davon in den Wäldern am oberen Donga vorhanden sei; die geringe Forderung des Schwarzens sprach für seine Angabe.“ Von dem Dibombe, einem großen Nebenfluß des Buri, wird gesagt: „Unter den von mir bis jetzt besuchten Gegenden dürften die des Dibombe die am geeignetsten sein für landwirtschaftliche Unternehmungen, Kautschukgewinnung und Anlage von Reisplantagen. Die Kautschukpflanze ist ebenso häufig, wie den Eingeborenen vollkommen unbekannt und zwar ist es nicht die Landolphia, deren Vorkommen ich nicht beobachtet habe, sondern eine andere Art, die milchreicher sein soll, als die Landolphia. Geradezu auffallend häufig findet man diese Kautschukpflanze auf dem Wege von Wanga nach Wangamba vor, so daß ein auf Kautschukgewinnung angelegtes Unternehmen, welches etwa in Wanga einen mit der Kautschukgewinnung gut vertrauten Mann anständig machen würde, Erfolg verspricht.“ Ich bemerke hierzu, daß der eben genannte Ort von Kamerun aus zu Wasser in kurzer Zeit zu erreichen ist.

Von dem Gebiete des großen Wurfstromes hören wir nicht weniger Günstiges. „Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß

der dortige Handel einer Entwicklung fähig sei. Ob durch eine erhöhte Ausfuhr, vermag ich nicht zu beurteilen, wohl aber möchte ich es für den Fall bejahen, wenn andere Artikel mit in den Handel gebracht würden, vor allem der Kautschuk. Kautschuk scheint in diesen Gegenden in der That häufig zu sein, ich selbst habe die Landolphia auf meinen Pfaden nicht getroffen, aber es genügt meine Fragen und Erklärungen, daß mir auf meinem Wege nach Belung, in Belung selbst und noch mehr auf meinem Rückwege Kautschuk angeboten wurde, wie er eben auf die roheste Weise gewonnen wird. Es würde für ein unternehmendes Handelshaus vielleicht von großer Bedeutung sein, einen praktischen Mann in diesen Gegenden schon deshalb anzusiedeln, um den Eingeborenen die richtige Gewinnung dieses Handelsartikels beizubringen. Bemerkenswerth ist auch noch die später folgende Notiz, daß die Eingeborenen für den auf Verlangen gelieferter Kautschuk keine Preise angeben wußten, „da sie von dem Werthe desselben keine Vorstellung hatten.“ Der Kommissar gab ihnen für die beigebrachten Gummipollen ein Blatt Tabak. Man könnte also für sehr niedrige Preise kaufen.

Endlich fehlt es an Gummi selbst in der bisher noch wenig beachteten anderen Hälfte unserer Kolonie, westlich vom Kamerungebirge, wo ebenfalls große Ströme münden, nicht. So lesen wir von dem Gebiete des mächtigen Rio del Negru: „Der zur Zeit den Eingeborenen noch unbekannt Kautschuk verspricht eine Steigerung des Handels. Die gummipendende Pflanze trifft man allenthalben und zwar mehrere Arten.“

Ebenso bestätigt der Schwabe Waldau, welcher in den Bremer geographischen Blättern vom Vorjahre eine Rundtour um den Kamerungeberg beschreibt, das massenhafte Auftreten des Gewächses in der eben besprochenen Gegend.

Nach alledem unterliegt es also keinem Zweifel mehr, daß die ganze tropische Westküste Afrikas, vor allem aber Kamerun, ein Gebiet ist, welches die ganze Erde mit Kautschuk zu versorgen vermöchte.

Es fragt sich nun, inwiefern wir auf dieser Naturreichtum bereits ausgenützt. Hierauf ist an manchen Stellen unserer Ausführungen schon eine Antwort gegeben. Es findet in den allermeisten Fällen noch gar keine Ausbeute statt, oder sie ist verschwindend klein und ihr Produkt geringwertig. So erzählt mir Herr v. Broen, ein junger Kaufmann, der für Wermann-Hamburg im Süden Liberias, am Kavallo-Fluß über ein Jahr lang eine Faktorei leitete, daß die dortigen Grebo-Neger sich um die oft dicht hinter ihren Hütten stehenden Gummipflanzen gar nicht kümmern.

Sehr interessant ist, was der lebende Naturforscher Büttner in seinem 1885 erschienenen, hellandlich geschriebenen Werte über Liberia berichtet. Es heißt daselbst: „Die Gewinnung des Kautschuk verläuft in manchen Gegenden einer großen Anzahl von Menschen gleichfalls Arbeit, obgleich man von dem Reichthum der Wälder an diesem Artikel an vielen Orten bei weitem nicht so viel Vortheil zieht, als man eigentlich vermüchte. Die Bäume, welche Kautschuk liefern, Ficus und Landolphia, werden mit Einschnitten versehen und der

Silber und den hohen Dan in seiner düstern Größe. Auch hier, am Ufer höchster Macht, wohnt die Sorge, sie waltet in schlummernden Nächten und sie ist es, welche den Herrschenden hoch über den Schwarm der Geringeren erhebt und ihm erst wahrhafte innere Würde verleiht. Bald geht es in die Ferne. Der lange schwarze Schleier der Göttin schlängelt sich wehend um des Dichters Hüfte und er schwebt, „lastlos, tolllos“, mit ihr durch die Lüfte dahin. — Hoch überm Meer singet er, leben sie unter sich ein schallt empor. — Aber in diesen diesen Höhen liegt die unruhvolle Stimmung Lennens empor. Bald leben die hoch dahin Schwebenden nur die Klanten des zertrümmerten Schiffes im Wellengeste auf- und abgehleudert. Und auch in der Zauberelei des Orients wohnt das reine Glück nicht. Die schöne, wunderlich genulte Favorite des Sultans zagt um die Finger der Günstigen ihres Herrn, er um ihre Treue. Sie selbst in dem Lebensdrama heimlicher Naturdroll — keine Hügel verdrängen uns auf das ammenbedeckte — bleiben die Herzen nicht frei von undroher, bänglich unruhiger Erwartung des künftigen Morgen. — Aber am Schluß enthält sich, wie schon gesagt, die Sorge als der Menschheit guter Geistes, welcher den Menschen in seinen Schranken hält und doch wieder ihn mächtig antreibt, jenes hohen Wertes werth zu werden. Diese aus dem Herzen entspringende tiefinnige Dichtung wird dem Dichter der „Nolgensauerin“ neue Freunde gewinnen.

A. Brieger.

ausfließende Milchsaft in einem Loch am Boden beim Fuß der Pflanze oder auch auf großen Baumblättern aufgefangen. Der roth feig werdende Saft wird gefocht und so der Molken mit den Gummi abgelaufen. Den letzteren formt man zu faustgroßen Stücken. Mitunter beschleunigen sich auch die Eingeborenen den ganzen Körper mit dem abgetrockneten Milchsaft, worauf sich dieser schnell verdickt und später in bünnen Blättchen von der Haut abgezogen und gleichfalls zusammengerollt wird. Der so erhaltene Gummi bleibt heller und ist besser, als der durch Kochen gewonnene.“ Weiter unten heißt es: „Im Gebiete von Cape Mount (der nördlichen Provinz von Liberia), wo ich sowohl den Ficus als die Kautschukpflanze überaus häufig antraf, wird kein Kautschuk gesammelt und in den Handel gebracht.“

Was mich selbst anbetrifft, so wußte ich fast zwei Wochen in Monrovia, ca. 700 m hoch am Kamerungebirge, wofelbst zur Zeit das Centrum der Kautschukgewinnung Kameruns oder richtiger der einzige Sitz derselben ist. Es sind die bekannten schwedischen Konsulanten Knutson und Waldau mit zwei Dienern, welche hier diese lobende Industrie erst eingeführt haben. Dieselben lehrten den Eingeborenen des Dorfes die Art der Ausbeute und seitdem haben beide Theile großen Gewinn davon. Die Neger sammeln, kochen und formen den Gummisaft genau so, wie früher angegeben. Sie erhalten pro Pfund von den Schweden 50 Ft., jedoch in Summe, was unter Umständen in Wahrheit nur die Hälfte dieser Summe ist. Die Schweden aber lassen sich in Victoria in der Boer-männischen Faktorei 1 M. bezahlen und zwar baar. Die Firma Wermann soll dann in Hamburg das Pfund zu 1,60 bis 1,80 M. abgeben.

Die Schweden, die früher, wo sie nur Jäger waren, fast verhungern mußten, sind durch Einführung des Gummiporrets in günstige Lage gekommen. Sie selbst sah sie an einem Tage 200 Pfund ankaufen, was einen Gewinn von 100 M. ergab. In zwei Jahren haben sie 30,000 Pfund weisser begeben und somit einen Profit an Gummi allein von 15,000 M. gemacht, der bei der erwähnten Zahlungsweise übrigens in Wahrheit 20–25,000 M. betragen hat. Die Leute kamen völlig arm am Kamerungeberg an und haben jetzt eine stattliche Faktorei mit großen Plantagenbereichen. Dies Wunder hat die Gummigewinnung bewirkt, die ja eben auch fast gar kein Betriebskapital oder sonstigen Aufwand erfordert.

Werkmüdigereisei versehen die nöthlich von dort im Binnenland wohnenden Sambarren bereits die Gummigewinnung, so die Leute von Ben, dann die Balundu und die Bakarami. Der erwähnte offizielle Berichterstatter fand große, vermachene Narben in regelmäßiger Reihenfolge an vielen Plätzen, ein Beweis, daß man auch schon und nicht raubbaummäßig vorgeht.

Aus dem Angegebenen wird man sich schon ebenso wie die geringe Masse des westafrikanischen Gummis auf dem Weltmarkt so auch dessen mögliche Beschaffenheit erklären können. Es ist naturwissenschaftlich geradezu undenkbar, daß der Milchsaft der betreffenden Pflanzen an und für sich nicht ebenso gut sein sollte wie jener aus anderen Erdtheilen. Das außer-

ordentliche Gebeihen der Gummipflanze in Westafrika beweist das. Es kann also die geringere Qualität des Produkts nur an der primitiven Gewinnungsgart, dem unvollkommenen Entwässern, der Verunreinigung durch schlechte Geräte u. s. w. liegen, Liebestände, denen ja verhältnismäßig leicht abzuhelfen wäre. Dies führt uns auf den letzten Punkt unserer Darstellung, die Zukunft der westafrikanischen Gummigewinnung.

Es leuchtet von selbst ein, daß durch diese so reich vertretenen Naturgaben allein schon Westafrika ein wertvoll und verbeizungsvolles Gebiet ist. Der gouvernementale Berichterstatter jagt geradezu, daß die Gewinnung und Bereitung dieses Hauptartikels für die Zukunft eine Hauptstütze unseres Handels werden dürfte.“ Allerdings giebt es ja Leute, welche die Frage aufwerfen, warum denn, wenn der Gummieport so viele Chancen böte, nicht schon längst die westafrikanischen Faktoreien denselben in die Hand genommen hätten? Dies ist indeß durchaus kein stichhaltiger Einwand. Denn da weder die dortigen europäischen Kaufleute noch die Eingeborenen die Gummipflanze kannten, war ja eine Anbahnung jenes Geschäftes überhaupt unmöglich, selbst wenn in die diesen Faktoreien gewöhnlich herrschende Indolenz nicht an sich schon stets der Einfügung eines neuen Exportartikels in das althergebrachte, in der Hauptsache nur Palmöl und Eisenblech umfassende Ausfuhrprogramm widerstrebt hätte. Es bleibt also dabei, daß Westafrika durch seinen Gummi noch sehr anlockend wirken muß und daß irgend eine kommerzielle Unternehmung, welche auf dessen Gewinnung ausginge, durch den billigen Einkaufspreis jenes Tropenprodukts ein äußerst lukratives Geschäft machen würde. Ein solches Beginnen wäre aber zugleich auch ein hochpatriotisches, denn es trägt wesentlich zur Erschließung und Ausbeutung unserer Kolonien wie zur Aufrechterhaltung des dortigen bedeutenden Handels überhaupt bei. Denn derselbe müßte, wenn man sich auch fernerhin nur auf Palmöl und Eisenblech beschränkte, bei den immer geringer werdenden Marktpreisen des erstgenannten und dem rapid sich vermindernden Vorkommen des letzteren Artikels bald ausruhen geben. Unser westafrikanischer Handel bedarf neuer lohnender Ausfuhrwaren, und da kommt kein anderes Produkt so in Betracht, wie der Gummi, den wir zur Zeit vom Ausland für theures Geld kaufen, während wir ihn auf unserem Grund und Boden billig haben können.

Natürlich müßte er aber in einer fortwährenden Qualität geliefert, d. h. da seine gegenwärtige geringwertige Beschaffenheit nur an der Behandlungsweise liegt, diese letztere vervollkommen werden. Bei der Gelehrigkeit und Habgier des Negers hält dies aber nicht schwer. Man instruiere nur einen gewandten Europäer in der richtigen, imgrunde ja so leichten Gewinnungsweise des Produkts, bezw. in der Anwendung von Holzseil u. dgl., und sende denselben in eine gummireiche Gegend, lasse es ihn dem Neger vormachen und zugleich den viel höheren Lohn aufzeigen, wenn das Produkt so und nicht anders geliefert wird, so fließt sicher in kurzer Zeit selbst aus dem Innern heraus ein ungeheurer, rath sich feigernde Masse von Gummi nach dem Stationsort des Europäers.

seine Sorge ein Wesen, welches den Menschen zu seinem Heile heimlich, ihn erwig antreibt und anpornt zu höherer, eine Schwere der Liebe. Aber als solche enthält sie sich erst zuletzt. Von einem trüblichen Gelage heimgeführt, findet der Dichter in seinem Zimmer ein seltsam Wesen, „weiß schimmernden Saare, wie möglich beschienen. Die Hügel, die Blasen, so ernst und doch milde. Seiten und zerlangelt, fahn und doch hangend.“ Kurzum ein wunderbares Wesen, die Wunderliche in sich vereinigend und geheimnißvoll. Die erste Gestalt läßt ihn, der an ihrer Macht zweifelt, ein, mit ihr durch die stille Welt zu schweben, um allerwärts Zeuge ihrer Herrlichkeit zu sein. Wunderbare Vision! Neben der Sorge schwebt er dahin und aus allen Fernen läßt daselbst Anblick zu ihm herüber, verzaubernd. Und glaubt er eine Erläuterung zu haben, wo sie seine Macht habe, so schwebet bald seine trüger Vision. Die Mutter, die in einem schlummernden Kind, ihr herzig Glück, befinnet, will nur die Sorge um des Kindes Krankheit bannen, die Neben Schloffer, mit welchen der Geizige seinen Reichthum sichert, sind nur ein Zeugnis und Zeichen seiner Dergenssumme, und Dergenssumme ist auch im Wachen des Verdammen. Und die Liebe, welche in seltsamem Lieb ihre Seligkeit findet? Ach, sie ist dem Lieb am nächsten, und diese Liebe des Liebtes ist es, aus dem der heilige Sauer entspringt, der die Welt befruchtet. Am liebsten wir in dem wohlbestimmten reichen Sorgen der Sorgen, wir glauben ihn zu sehen, mit seinen Wälschen, Erz- und Marmor-

„Illustrirte Geschichte Deutschlands.“ Herausgegeben von der Verlagsanbahnung Emil Haeckelmann in Göttingen, mit Text von Th. Ebner und unter der artistischen Leitung von Walter Max Koch. 80 Lieferungen à 40 Pfennig. Ein jeder Bericht, das nationale Bewußtsein zu haben, unteren deutschen Volke zu zeigen, daß es neben den Interessen des Tages auch noch ideale Güter zu hegen und zu pflegen hat, ist mit Freude und Dank zu begrüßen. Der Augen, die die Kenntnis seiner Geschichte für ein Volk haben kann und haben muß, wird täglich wieder von den verschiedenartigsten Standpunkten aus hervorgerufen und indem wir heute den uns vorliegenden acht ersten Lieferungen des Werkes einige Worte widmen, möchten wir zugleich dem schönen Unternehmen bei unserem Beifall die freundschaftliche Aufnahme wünschen. Die Urgeschichte der Deutschen bis zum Beginn der Völkerwanderung, „Die Völkerwanderung.“ Die Franken und Karolinger, finden in den uns vorliegenden Lieferungen ihre Schilderung in lebendiger und anschaulicher Weise, kräftig unterliert durch einen reichen und von kundiger Hand ausgearbeiteten Bilderzettel. Der Verfasser des Textes liebt es, die Quellen für die einzelnen Theile selbst wieder zu lassen, der Text enthält dadurch eine Lebendigkeit und Frische, die um so anziehender wirkt, je deutlicher uns grade dadurch die Zeit selbst charakterisirt wird. Wir freuen uns aufrichtig des bis jetzt erschienenen; Text und Bilder ergänzen sich glücklich und aufs Schönste.

* Von dem münchener Kunstverlag Franz Henckellangell werden sieben neue Porträts unserer Mittheilenden Wozart und Beethoven von Lorenz Vogel veröffentlicht, welche das lebhafteste Interesse aller Musikkenner und Freunde auf sich lenken. Bei dem Vorhandensein so vieler herrlicher Porträts der beiden Tonbildner war es für den Künstler durch kein auf der Berliner Jubiläum-Ausstellung befindliches Bild: „Beethoven, die Mondschein-Sonate komponierend,“ (allgemein bekannt), keine leichte Aufgabe, neue Porträts zu schaffen, welche, abweichend von der üblichen, hierorthy gewordenen Auffassung, doch getreu der Uebersetzung, als Mittheilungen bezeichnet werden können. Um dies zu erreichen, galt es ihm, das Problem zu lösen: unter Regung aller üblichen, konventionellen Auffassung die beiden Schwüngen der Kompositionen in ihrem Bildnis zu charakterisiren und wiederzugeben, dabei aber die mögliche Porträthähnlichkeit aufzuheben und beizubehalten. Dies ist ihm voll und ganz gelungen, denn er hat ein Mozart-Porträt geschaffen, aus dem uns die volle, ursprüngliche Anmut und Frische der Melodie dieses Tonbildners entgegenströmt, während aus seinem Beethovens-Porträt die ganze Eigentümlichkeit dieses Komponisten spricht, die Musik aus dem Bereich des bloßen Tauschels der Musik werden daher beide Porträts, die sich auch durch die treffliche Wiederbege in unübersehbarer Kopiephotographie auszeichnen, Detail und Anerkennung finden.

